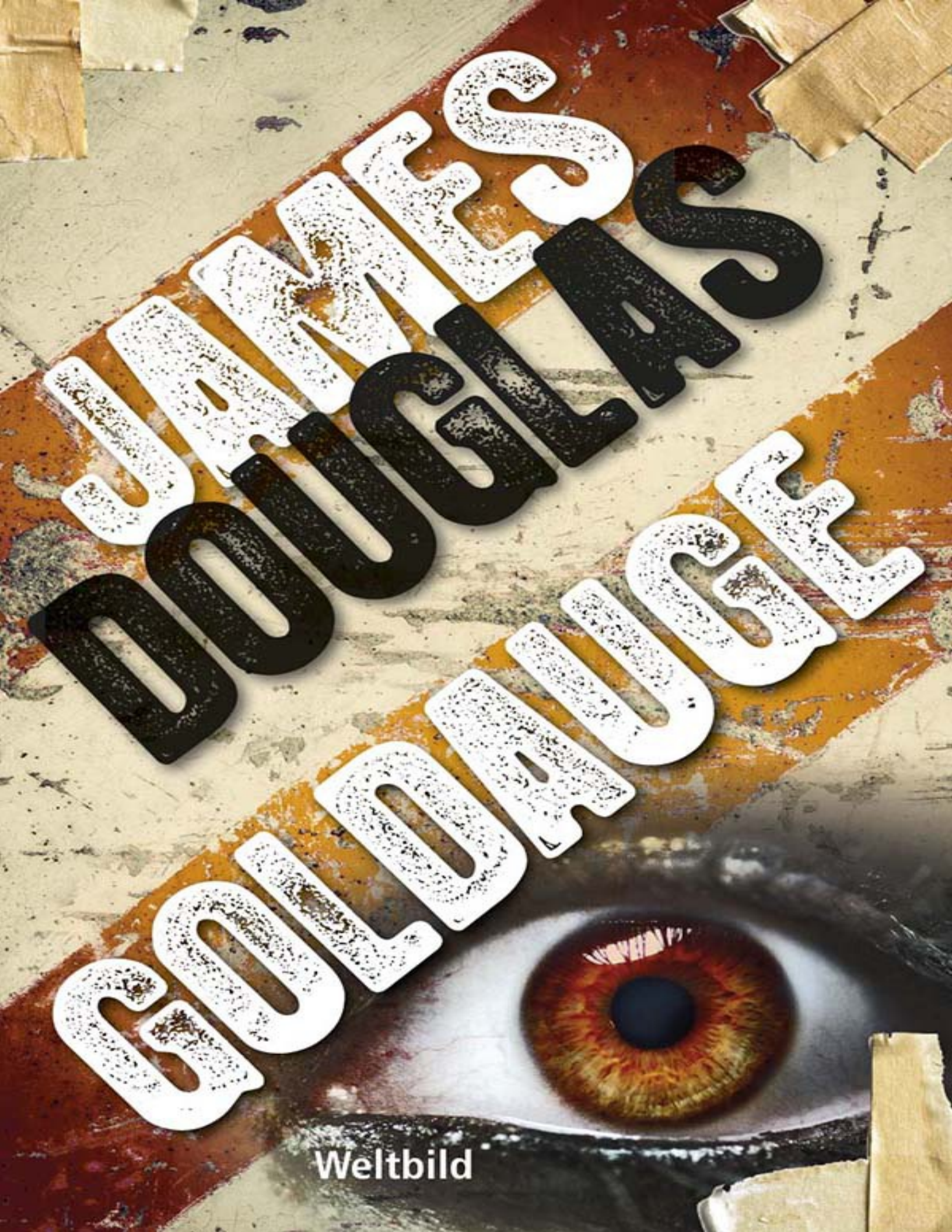


# JAMES DOUGLAS GOLDRAUCH

Weltbild



Wer bekommt die Goldmillionen, die in einer geheimen Felskaverne mitten im Weltdorf Gstaad, dem Dorado der Reichen und Schönen, gebunkert sind? Eine mit allen Mitteln des Terrorismus und hypermoderner Technologie ausgestattete rechtsextremistische Organisation, der Mafia-Clan Prizzi und eine private Gangsterbande sind dem Goldschatz auf der Spur. Eine atemberaubende Jagd rund um die Welt nach Menschen, Macht und Gold nimmt ihren Anfang ...

James Douglas

# Goldauge

Roman

**Weltbild**



## **Der Autor**

James Douglas ist Schweizer und Wahlamerikaner. Der studierte Rechtsanwalt beschäftigte sich über Jahre bei einer renommierten Bank mit heiklen Fragen rund um den Finanzplatz Schweiz. In den USA gewann er tiefe Einblicke in die Verbrechensbekämpfung und geheimdienstliche Aktivitäten im Zusammenhang mit kriminellen Technologietransfer. Als Offizier des Schweizer Milizheeres ist er mit waffentechnischen und militärpolitischen Aspekten vertraut. Er lebt heute in der Schweiz und in den USA.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 1996 by LangenMüller in der F.A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München  
Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising  
Titelmotiv: © Thinkstockphoto  
E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara  
ISBN 978-3-95569-880-5

# Prolog

Auschwitz, 15. Februar 1944

Der rostbraune Güterzug rollte schwerfällig an die lange Rampe, wo grimmig dreinblickende SS-Unterscharführer mit schussbereiten Gewehren die Reihe der Hilfskräfte in Schach hielten. Sie durften weder sprechen noch irgendwelche Warnzeichen geben, sonst wurden sie hinter den Zug geführt und erschossen.

Es war bereits der dritte Transport, der an diesem Tag an die Rampe fuhr, und zwei Züge wurden noch erwartet. Bedrohliche Nervosität lag in der Luft. Die SS-Knechte standen unter Druck.

Die Vernichtungsmaschinerie funktionierte nur, wenn alles ruhig über die Bühne ging; die ahnungslosen Neuankömmlinge mussten die Wagen rasch verlassen und geordnet zu den Gaskammern geführt werden. Bloß keine Panik.

Mütter mit Kindern bildeten eine Gefahr. Wenn ihr Beschützerinstinkt Resignation und Angst überwand, konnten sie ein Massaker auf der Rampe auslösen und Sand ins Getriebe der Todesmaschine streuen; wenn beim nächsten Transport die Neuen die Blutlachen bemerkten, war der Tag gelaufen.

Die Lokomotive zischte, der Zug kam kreischend zum Stehen.

In Auschwitz hörten die Gleise auf. Endstation für alle.

Ängstliche, blasse Gesichter drückten sich mit weit aufgerissenen Augen an die vergitterten Fenster der Viehwagen.

Hanna Loewenherz hielt den Atem an. Sie war mit ihrem Sohn seit drei Tagen in der Ecke des stinkenden Wagens eingepfercht. Unzählige Male hatte der Zug angehalten. Aber diesmal drangen andere, unheimliche Geräusche herein. Hektische Befehle, Wortfetzen, Stiefelschritte, Lärm von Metall und Leder.

SS-Männer sprangen an die Wagen, öffneten die Schlösser und schoben die Türen auf:  
»Alles heraus!«

Grelles Licht fiel ein, die Augen schmerzten. Hanna Loewenherz sah schwarze Umrisse von Stahlhelmen, als die Knüppel auch schon auf die ersten Köpfe niederdrochen, um das Ausladen zu beschleunigen. Bei fünfmal zweitausend Menschen am Tag überließen die SS-Schergen nichts dem Zufall, denn Ärger bedeutete Mehrarbeit und späten Feierabend. Aufgeschreckt quälten sich Frauen, Männer, Kinder in Panik hinaus, stießen sich, trampelten gehetzt über die Liegendebliebenen auf die Rampe. Hanna Loewenherz taumelte mit ihrem Sohn als Letzte aus dem stinkenden Verlies, hielt die Hand schützend vor die Augen und versuchte, einen Halt zu finden.

»Los, los, Laufschrift. Gepäck hinlegen und weiter, weiter.« Der Transport bestand aus gut vierzig Wagen. Hanna hatten sie in den hintersten Teil verfrachtet.

Sie sah Männer in gestreifter Kleidung in die Wagen stürmen; sie zerrten die Toten und Sterbenden heraus. Längs der Rampe parkten Lastwagen, auf deren offenen Ladebrücken Leichen und noch Lebende aufgeschichtet wurden. Der SS ging alles zu langsam.

»Los, Laufschrift.« Sie halfen den zur Hilfe Gezwungenen mit Stockschlägen nach.

Vor Hanna Loewenherz hatte sich eine dichte Menschenmasse gebildet, die sich trotz Kolbenhieben und Drohungen nur zähflüssig vorwärtsbewegte. Weiter vorne schien sich

der Strom zu teilen. Sigmund legte seinen Arm schützend um seine Mutter. »Wo sind wir, Mama?«, fragte er leise.

»Ich weiß nicht. In einem Lager.« Sie deutete nach vorne. Arbeit macht frei stand in geschwungener Schrift über dem Torbogen.

Sigi, ein kräftig gebauter Fünfzehnjähriger, sah über die Köpfe hinweg nach vorne.

»Männer und Frauen werden getrennt«, flüsterte er.

Hanna zitterte. Sie war eine bemerkenswert schöne Frau. Selbst die unmenschlichen Strapazen der mehrtägigen Reise im stinkenden Viehwagen hatten die äußeren Reize und die Klugheit im Gesicht dieser Frau nicht vernichten können. Instinktiv besann sie sich auf ihre Stärken. Bald bemerkte sie, dass vorne die weitaus meisten Frauen und Männer nach rechts geschubst wurden, während ab und zu ein eskortierter Trupp nach links abging.

Hanna beschloss, dass sie nach links wollte. »Sei ruhig, bitte, sag kein Wort«, ermahnte sie ihren Sohn leise.

Sigi nickte und drückte seiner Mutter fest die Hand.

Dann sah Hanna den Mann im weißen Kittel, der am Ende der Rampe auf den Absätzen wippte und offensichtlich über »rechts« oder »links« entschied.

»Links ist schlecht, rechts ist gut«, sagte ein bärtiger Alter hoffnungsvoll mit vorgehaltener Hand.

Graue Wolken hingen herab; die schmutzigen Güterwaggons der Reichsbahn, die Uniformen, die schwarzen Gebäude schienen jedes Licht aus diesem trostlosen Ort zu verdrängen. Es musste spät am Nachmittag sein; ihre goldene Armbanduhr, das Hochzeitsgeschenk von Simon, hielt Hanna unter den Kleidern versteckt.

Die Lokomotive dampfte, der Atem der verängstigten Menschen stieg in hellen Schwaden hoch. Schmutzig lag der Schnee, wo das Auge hinreichte. Aus den Kaminen im Lager quoll ein schwarzer, grässlicher Qualm; manchmal schoss eine Stichflamme in die Kälte.

»Was verbrennen sie?«, flüsterte Sigi.

»Ich weiß nicht, sei still.«

»Ruhe«, schrie ein SS-Mann und stieß den Gewehrlauf in Sigis Rücken. Hanna warf ihrem Sohn flehende Blicke zu: »Sei um Gottes willen ruhig!«

Der Offizier im weißen Kittel stand nicht mehr weit weg. Flankiert von zwei Unterscharführern, winkte er mit dem Daumen verächtlich nach rechts, immer wieder, ohne richtig hinzuschauen. Noch ungefähr zwanzig Schritte, dann würde er auch über ihr Los entscheiden.

SS-Hauptmann Mengele, bereits gelangweilt vom üblichen Ablauf, sah plötzlich die Frau: Ihr Blick bohrte sich in sein Gesicht, wich keinen Zollbreit. Die Frau war schön, die Augen gescheit, der Mund ausnehmend verführerisch. Endlich hatte der SS-Arzt gefunden, was er suchte. Die anstrengende Inspektion an der Rampe hatte sich doch noch bezahlt gemacht.

Mengele winkte mechanisch weiter nach rechts, bis die Frau mit dem Jungen vor ihm stand. Er hatte sich nicht getäuscht, diese Jüdin sah verdammt gut aus. Und der junge Lümmel? Der gehörte zu den Starken, war brauchbar. Einer von hundert. Mengele wippte genüsslich auf den Absätzen seiner Stiefel. Ein Grinsen entblößte die Lücke zwischen seinen Schneidezähnen.

»Mein Sohn«, sagte Hanna Loewenherz tapfer, »er kommt mit mir.«  
Die Unterscharführer schnellten vor, im Begriff, die Frau mit den Gewehrkolben niederzukuñpeln. Keine Jüdin sprach unaufgefordert zu einem SS-Offizier.  
»Halt«, befahl Mengele. Die Männer zuckten zurück. Er hob lässig seine rechte Hand und zeigte mit spöttischem Lächeln nach links: »Namen notieren.«

Sie gelangten durch das Tor zu den Baracken, das Grau der Wolken lastete über dem großen Lagerkomplex und verschwamm mit der grauen trostlosen Ebene. Schwermütiges Grau, wohin sie schauten. Unheilvolle Laute drangen zum Schuppen, wo ein Gefangener ihnen wortlos gestreifte Kleidung austeilte. Bellende Unterscharführer, höhnisches Lachen, Schreien, Schluchzen erfüllten die Luft, das Murmeln Betender, das Stampfen von Stiefeln, der helle Klang von Eisen, als die Lokomotive abgekoppelt wurde, ergänzten das Konzert von Leid und Tod. Sigmund würde es niemals vergessen.

»Links ist schlecht, hat der alte Mann gesagt«, presste er zwischen den Zähnen hervor.  
»Links ist besser«, widersprach Hanna, und der Hilfswächter nickte kaum merklich.  
Hanna Loewenherz, schweizerischer Abstammung, verheiratet mit dem bekannten Bankier Simon Loewenherz, der in der »Kristallnacht« vom 9. November 1938 dem nationalsozialistischen Mob zum Opfer gefallen war, hatte recht, wie meistens. Rechts bedeutete Gaskammer. Vernichtung. Millionen von Juden gingen seit 1939 unter dem nationalsozialistischen Regime Hitlers ahnungslos diesen Weg. Im Mai wurden eine Million Juden aus Ungarn erwartet. Eine neue Rampe war eben fertiggestellt; in Auschwitz war man vorbereitet.

Am Abend musste sich Hanna Loewenherz im Lagerkrankenhaus melden. »Medizinische Eintrittsuntersuchung«, spottete der Unterscharführer, der sie aus der Baracke holte. Sigmund sah seine Mutter erst am nächsten Morgen wieder, als die Gefangenen zum Appell heranwankten. Zwei Stunden ließ man die völlig geschwächten Menschen in klirrender Kälte in Reih und Glied ausharren, bevor der SS-Feldwebel geruhte, die Arbeitseinteilung bekannt zu geben: Sigmund wurde in das Lagerkrankenhaus zu Mengele abkommandiert, Hanna musste sein privates Quartier sauber halten. »Wir haben ein Abkommen geschlossen«, keuchte Hanna, als es ihr gelang, neben Sigmund stehen zu bleiben. »Der Arzt protegirt dich. Mach genau, was er dir befiehlt, stell keine Fragen, halt die Augen offen. Es geht um Leben oder Tod.« Sie holte tief Atem.

Ihr Sohn blickte sie aus großen Augen an.

»Rechts bedeutet Tod. Gaskammer. Vergiftung. Die Menschen, die vor uns standen, sind alle tot. Verbrannt. Schau.« Sigi starrte entsetzt zu den qualmenden Kaminen.

»Das sind die Krematorien. Mengele hat keinen Zweifel gelassen. Entweder wir gehorchen, oder ...« Hanna zeigte verzweifelt zu den Schloten.

»Sigi – wir wollen doch überleben«, stieß sie hervor. »Wir werden leben. Also befolge genau, was man dir sagt. Es ist unsere einzige Chance, dieser Hölle lebend zu entkommen.« Sie drückte ihre Hand auf den Unterleib.

»Was machst du? Was ...«, Sigi brach ab.

Seine Mutter sah ihn entschlossen an. »Ich habe die Angelegenheit geregelt. Mengele will unser Vermögen.«



»Unser Vermögen?«, stammelte Sigi atemlos.

»Ja, unser ganzes Vermögen. Geld oder Blut.« Die Mutter schaute ihn fest an. Sie kämpfte mit den Tränen.

»Was hast du geantwortet. Hast du ihm ins Gesicht gespuckt, Mama?«

Hanna Loewenherz schwieg. Ihr wurde schwindlig.

»Hast ... du ...?«

»Nein, Sigi, ich habe mich gefügt. Ich bin eine Frau. Ich verhandelte mit meinen Waffen. Ich überschrieb ihm unser ganzes Vermögen.«

»Du hast es gemacht?« Sigi verstand sie nicht.

»Wir sind hier nicht im Vorhof der Hölle, mein Sohn. Das ist die Hölle.« Sie sprach abgehackt. »Im Krankenhaus – die Leute, die sich krank melden – die bringen sie einfach um. Mit Spritzen. Machen Versuche. Durchkommen zählt, Sigi. Nicht verbrannt werden. Also, was bedeutet da schon meine Ehre, unser Vermögen?« Erschöpft hielt sie die Hände vors Gesicht.

»Und ... ist der Arzt ... darauf ... eingegangen?«

Hanna Loewenherz nickte: »Er will das Vermögen, er will mich!« Es war nur noch ein Flüstern. Sigis Blick war wütend, den letzten Zusatz schien er nicht aufgenommen zu haben. Hanna fing sich wieder. »Die Nazis bekommen kalte Füße. Ihre Uhr ist abgelaufen, Sigi. Der Krieg verloren. Mengele denkt an die Zeit danach, unser Geld soll ihm die Zukunft sichern.« Auf den andern Teil des Handels ging sie nicht mehr ein. Sigi würde es nicht verkraften.

Ein Wachtrupp näherte sich.

»Die Schweine!«, stieß Sigi zwischen den Zähnen hervor.

Die Mutter legte ihre Hand zärtlich um seinen Nacken. »Komm, mein Schatz, ich habe zugesagt, und ich habe einen Brief an die Bank in der Schweiz aufgesetzt. Mengele wird damit zum Generalbevollmächtigten über unser Konto in Zürich. Er kann alles Geld abheben. Im Gegenzug sind wir privilegiert. Kommandierte zur besonderen Verfügung sozusagen.« Sie lachte bitter.

Sigi biss sich auf die Unterlippe, starrte zu den qualmenden Schloten hinüber, wo dicker Rauch in den fahlen Morgen stieg.

»Los, los, Laufschrift«, brüllte die Wache.

In der Nähe von Dachau, 19. Mai 1945

Der scharf bewachte amerikanische Militärkonvoi zweigte in die Nebenstraße ab und kroch die leichte Steigung empor. Die Fahrzeuge fuhren dicht aufeinander. Vor allem die schweren Doppelräder der GMC-Laster wirbelten kräftig Staub auf, sodass der olivfarbene Chevrolet-Stabswagen, der der trägen Kolonne folgte, zurückfiel, bis sich die Staubfahne im leichten Ostwind auf das karge Feld gelegt hatte.

Der Sizilianer auf dem Rücksitz, er mochte um die vierzig sein, studierte mit blitzenden Augen unter buschigen Brauen interessiert den Transport.

Gut dreihundert Meter vor dem Konvoi sicherte eine Gruppe Infanteristen im offenen UC-Kettenfahrzeug mit aufgebautem Maschinengewehr den Vormarsch. Dann folgten zwei Jeeps mit Militärpolizisten, dicht gefolgt von den beiden GMC-Trucks, mit seitlich

abgespannten Planen. Am Heck war die Abdeckung hochgerollt, doch durch die Staubwolke hindurch war kaum auszumachen, wer auf der finsternen Ladebrücke saß. Ab und zu blitzte das Weiß eines MP-Helmes auf, oder ein fahles Antlitz hob sich für Sekunden vor dem dunklen Hintergrund ab.

Den Schluss der Kolonne bildeten zwei offene Dodge-Geländefahrzeuge, die eine Limousine zwischen sich sicherten. Auf den Sitzbänken der Dodges hielten Militärpolizisten ihre Maschinenpistolen schussbereit vor der Brust.

Der Sizilianer wunderte sich über die Zusammensetzung dieser motorisierten Marschgruppe, aber der amerikanische Oberst, der neben ihm dumpf nach vorne starrte, sagte gelassen: »Gefangenentransport.«

Der Sizilianer nickte und suchte in seiner schwarzen Rocktasche nach Zigarren. Da stoppte der Konvoi plötzlich. Rufe drangen nach hinten. Die MPs auf den Dodges stiegen von ihren Sitzen und umzingelten sofort die ins Sandwich genommene Limousine. Die vorderen Jeeps wendeten mit aufheulenden Motoren im Feld, rasten zurück und hielten mit einem Ruck beidseits der Laster. Die Männer sprangen hoch, die Waffen im Anschlag. Vom vorderen GMC war Militär abgesprungen: Die Männer zerrten eine dunkel gekleidete Gestalt von der Ladebrücke und legten sie neben dem Fahrzeug sorgsam nieder. Ein Soldat beugte sich über die Brust des Mannes und begann zu winken, während GIs die Köpfe in Schach hielten, die plötzlich unter den hochgehobenen Planen hervorlugten. Einer verständigte sich wild gestikulierend mit dem Captain, der aus der vorderen Limousine ausgestiegen war. Ein Jeep raste davon.

Der Oberst und der Sizilianer stiegen aus und schlenderten gemächlich nach vorne. Sofort zogen sie die Aufmerksamkeit auf sich. Der ranghöhere Offizier und die schwarze Gestalt des Sizilianers mit dem breitrempigen Hut strahlten Autorität aus. Der Captain eilte auf sie zu und informierte über die Lage.

Als sie auf die Limousine zuhielten, traten die MPs respektvoll zur Seite. Der Captain raunte dem Colonel etwas zu. Verdutzt blickten er und sein südländischer Begleiter in den Fond der Limousine: Dort saß starr, mit festem Blick nach vorne, eingezwängt zwischen Soldaten, Hermann Göring, Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe.

Die Gruppe marschierte weiter hinüber zu dem Verwundeten. Er trug die schwarze Uniform, die Abzeichen waren abgerissen. Ein Sanitäter knöpfte ihm den Rock auf; der Sizilianer kniete sich neben ihn, um zu helfen.

Wie er erfuhr, hatte sich der Gefangene mit der Pistole eines dösenden MPs in die Brust geschossen. Selbstmord kurz vor Erreichen des Lagers.

Der Sizilianer betrachtete gebannt das fein geschnittene Gesicht, die hohe Stirn, die runden Brillengläser, die intelligent wirkende Mundpartie. Der Selbstmörder sah nicht aus wie ein Kriegsverbrecher – nicht wie er sich einen dieser Bande vorgestellt hatte. Der Sanitäter legte einen Druckverband an, schüttelte dabei resigniert den Kopf. Der Sizilianer half, den Verband festzumachen, und gemeinsam brachten sie den Verletzten in eine seitliche Lage.

Um den sei es nicht schade, murrte einer der Herumstehenden, während der Captain in scharfem Befehlstone Ordnung in seinen Haufen brachte.

Da schlug der Verletzte die Augen auf; sein Blick hatte etwas Flehendes, die Lippen

bebten, versuchten, etwas zu sagen. Jetzt bemerkte der Sizilianer die verkrampfte linke Hand, die sich abmühte, etwas aus der Brusttasche des Uniformrocks hervorzuklauben. Er beugte sich über den Kopf des Deutschen.

»Mein letzter Wunsch ... Bitte ... geben Sie das meinem Sohn ... Heinz, bitte.«  
Der Sizilianer begriff. Er zerrte den Gegenstand aus der Brusttasche der blutdurchtränkten Uniform. Es war ein Notizbuch, in abgegriffenes braunes Leder gebunden. Der Sizilianer steckte es wortlos ein, drückte dem Verletzten die Hand, nickte ihm zu. Die Augen schlossen sich wieder, die Züge des Todgeweihten entspannten sich.

Der Sizilianer schaute auf – in grimmige Gesichter der GIs, als vom Lastwagen aufgeregtes Stimmengewirr herunterdrang. Ein nervöser Militärpolizist richtete seine Laufmündung bedrohlich auf die Gefangenen. Die Luft knisterte vor Spannung. Die Truppe fühlte sich bloßgestellt, Wut stand auf den Gesichtern, der peinliche Zwischenfall würde ein Nachspiel haben.

Der Sizilianer beugte sich nochmals über den Verletzten – dann stand er langsam auf. »Er ist tot«, sagte er lakonisch zum Colonel, als ein Jeep heranraste und in einer Staubwolke zum Stehen kam. Der Arzt aus dem Lager konnte der Diagnose nichts hinzufügen. Man deckte den Toten zu und legte ihn auf die Ladebrücke des GMC.

Befehle ertönten, Motoren heulten auf, die Getriebe sprangen ein, die schweren Lastwagen setzten sich wieder in Bewegung. Der Captain salutierte und stieg auf den Beifahrersitz der Limousine.

Göring starrte ungerührt in die Ferne, das Kinn erhoben, als der Wagen, eskortiert von den zwei Dodges, dicht an ihnen vorbeifuhr. Der Sizilianer trat zur Seite und steckte seine Havanna in Brand; der Colonel erklärte kurz: »Die Jungs der 7. US Army haben Göring vor ein paar Tagen aufgegriffen. Guter Fang – genau am 8. Mai.«

Der Sizilianer schaute der Staubwolke nach und zog an der Zigarre.

»Wir machen Geschichte, Carlo. Die andern auf den Trucks gehörten zu Görings Gefolge. Alles Bonzen unter Hitler, wie der Tote. Komm, gehen wir.«

»Wer war der Tote?«, der Sizilianer blies den Rauch in die klare Luft.

»Bouhler, Philipp Bouhler. Chef der Reichskanzlei Hitlers«, antwortete der Oberst.

Als ihr Stabswagen über die Anhöhe fuhr, sahen sie den Konvoi in der Ferne entschwinden. Die Wachttürme des alliierten Lagers, in dem die hochgestellten Nazis bis zum Beginn der Kriegsverbrecherprozesse interniert blieben – sofern sie sich nicht vorher umbrachten –, ragten am Horizont auf. Nicht weit davon entfernt befand sich das Konzentrationslager Dachau; es war erst vor drei Wochen von alliierten Truppen entdeckt worden. Sie würden daran vorbeifahren, um zum Schrottplatz zu gelangen, hatte ihn der Colonel vage informiert.

Der Schrottplatz erwies sich als zerbombtes Flugfeld, wo die Amerikaner ausgedientes Kriegsmaterial feilboten. Hunderte von Jeeps, Dodges, GMC-Lastwagen und Panzerbegleitfahrzeugen harrten dort ihrer Käufer. Ein Wachtposten an der Schranke prüfte die Papiere der Kaufwilligen und winkte sie lässig durch.

»Wann kehren Sie nach Bern zurück?«, fragte der Colonel, als sie an den Kriegsrelikten der massiven Stoßstangen und hohen, zerbeulten Kühlerhauben entlangfuhren.

»Morgen.«

»Mein Bruder arbeitet in Bern – im Team von Alan Foster Dulles«, erklärte der Amerikaner.

»Spionage?« Der Sizilianer schaute skeptisch.

»Rufen Sie ihn an. Frank heißt er, Major. Amerikanische Botschaft.«

Der Sizilianer brummte Zustimmung, zog die Hutkrempe ins Gesicht und inspizierte seine brennende Zigarre. Gute Verbindungen in Bern konnten nicht schaden.

Die Amerikaner schätzten Carlo Prizzi, genannt Der Sizilianer, als gewieften Makler. Und als verlässliches Schlitzohr. Er bezahlte pünktlich, lieferte alles. Heute standen zweitausend Fahrzeuge auf seiner Liste.

An einem milden 19. Dezember, über fünfzig Jahre nach Kriegsende, machten zwei Menschen unabhängig voneinander eine Beobachtung, die sie in Todesgefahr bringen sollte.

Dabei begannen beide den Tag völlig unbeschwert: Die Frau, bildschön, mit einem Anflug geheimnisvoller Noblesse, nahm für die Genfer Kantonspolizei heikle Aufgaben wahr, über die im Korps nur hinter vorgehaltener Hand gesprochen wurde.

Die Wärter des Hochsicherheitsgefängnisses blickten dem bezaubernden Geschöpf denn auch mit unverhohlener Neugier nach, als sie mit weichem Gang und wallendem blonden Haar durch die Pforte schritt. An die Zurufe und Pfiffe der Insassen hatte sie sich längst gewöhnt, doch diesmal übertönte der Lärm eines schweren Hubschraubers die Geräusche aus den Zellen. Zuerst verdunkelte ein Schatten die weiße Mauer, dann dröhnte das Ungetüm plötzlich über dem Hof.

Im hinteren Teil des modernen Gefängnisses befand sich eine Baustelle, und der Pilot versuchte, die tonnenschwer im Transportnetz hängende Ladung dort abzusetzen. Die Frau hielt sich die Ohren zu und suchte im Eingang des Zellentrakts Zuflucht.

Dann geschah es. Das Seil klinkte aus. Der gewaltige Betonquader sauste in die Tiefe und krachte wuchtig auf das Sicherheitsnetz, das den Hof in einer Höhe von vier Metern überspannte.

Das Netz gab ächzend nach. Kreischend rissen die Stahlmaschen. Der Betonklotz landete mit dumpfem Knall auf dem Pflaster und begrub zwei Wärter unter sich. Staub und Steine wirbelten auf, Schreie übertönten das Knattern der mächtigen Rotoren. Der Schock lähmte jede Bewegung. Entgeisterte Augen starrten gebannt auf das Schauspiel.

Nur einer blieb ruhig, handelte überlegt. Er löste sich aus einer vor Entsetzen erstarrten Gruppe, rannte zum Steinbrocken in der Platzmitte, griff nach der herabhängenden Leine, gab ein Handzeichen. Der Hubschrauber hob dröhnend ab, der Mann entschwebte am Seil baumelnd durch die Bresche im Sicherheitsnetz. Mit offenen Mäulern gafften Wärter wie Gefangene gen Himmel. Dann brach das Chaos aus.

In Windeseile verbreitete sich die Neuigkeit durch alle Zellen: Martin Deuber war die spektakulärste Flucht aller Zeiten geglückt.

Keinem Menschen fiel der Fischer auf, der Kilometer vom Zuchthaus entfernt sein Boot mit abgestelltem Motor ins Schilf gleiten ließ. Er hatte einiges mit jener blonden Schönheit gemeinsam, die soeben Zeugin der kühnen Flucht geworden war. Beide standen dem Leben unvoreingenommen gegenüber. Sie wandte sich dabei eher den Menschen, er mehr der Natur zu. Aber ihre Beobachtungsgabe hatte sich dadurch im Laufe der Zeit geschärft.

Für den Fischer war es zunächst keine Kunst, den tief vorbeibrausenden Hubschrauber zu bemerken. Der Abwurf des Bündels am Ende des Schilfwuchses konnte schon eher übersehen werden. Doch nur das geübte Auge bemerkte, wie noch lange nach dem Aufklatschen sanfte Wellenrippen durch das Schilf liefen.

Da er schon am Morgen beobachtet hatte, wie Kampfflugzeuge und Hubschrauber über

den See jagten, hochzogen und im grellen Sonnenlicht verschwanden, brachte der Fischer den Helikopter in Zusammenhang mit den militärischen Manövern; das Bündel hielt er für einen abgesprungenen Taucher.

Ein Schwarm aufgeschreckter Fischreiher protestierte krächzend gegen die Störung. Der Fischer beschloss ärgerlich, den entweihten Ort zu verlassen. Wäre er in entgegengesetzter Richtung weggerudert, hätte er den im Schatten der Uferwildnis vor Anker liegenden Lastkahn bemerkt. Er hätte auch zwei schwarze Gestalten beobachtet, die sich vom Deck herunterbeugten, um das Bündel in Empfang zu nehmen. Der Fischer, dem sonst nicht entging, wie der Hecht heranschwamm, die Mücke über der lauernden Felche tanzte und die Libellen sich in der Luft paarten, hätte auch deutlich gesehen, wie sich aus dem Bündel zwei Männer lösten, einer schwarz wie die beiden auf Deck, der andere in helleren, am Körper klebenden Kleidern.

Doch Bath glitt in stille Gewässer abseits der Bucht und war froh, dass wieder Ruhe eingekehrt war.



Am nächsten Morgen fuhr Bath schon im Morgengrauen hinaus. Still lag der See vor ihm, als er das Schnurende von der Winde zog, während das Boot langsam dahintuckerte. Der Sommer war schlecht gewesen für die Bootsfischer. Dann, zum Herbstanfang, wimmelte es plötzlich von Barschen.

Bath stellte den Außenbordmotor ab, die Leine spannte sich. Als er sie einholte, zappelten vier Fische daran; nur ein farbiges Gummiband war leer geblieben.

Er warf einen prüfenden Blick zum Himmel, wo dunkle Wolken sich zusammenballten. Er holte das Fanggerät auf Backbord ein und streifte den Fang ab: Fünf hungrige Prachtkerle hatten die farbigen Köder für flüchtende Jungfische gehalten. In den Morgenstunden waren sie besonders gierig, und Bath, der die Zeit, bis die Wolken sich entladen würden, noch nutzen wollte, warf den Außenborder wieder an und hielt auf die Bucht zu.

Da sah er den gespenstischen Koloss im trüben Dämmerlicht. Er stoppte, drehte ab. Wut stieg in ihm hoch. Die Bucht, gesäumt von einer steilen, dicht bewaldeten Böschung, wimmelte in diesen letzten Herbsttagen nur so von Barschen. Bath fühlte sich für ihr Wohl im geschützten Grund verantwortlich. Und jetzt lag so ein dreckiger, unförmiger Lastkahn von einer dieser beschissenen Kiesausbeutungsgesellschaften mitten in seiner Bucht vor Anker.

Dass er nicht näher heranfuhr, schrieb er später einer Vorahnung zu. In Wirklichkeit spannten sich die Leinen; er hatte alle Hände voll zu tun, die Beute an Bord zu hieven. Auf dem Lastschiff regte sich nichts.

Das Wetter verschlechterte sich zusehends. Leichte Böen bliesen ihm ins gebräunte, kantige Gesicht. Das Boot glitt am Schilf vorbei zur tiefen Senke. Bath legte sich einige Male in die Ruder und ließ das Boot über der tiefen Stelle im leichten Wind treiben. Während er ein letztes Mal die Leine abhaspelte, schaute er über die Schulter zum Geisterschiff zurück. Eine Nebelschwade strich über das Steuerhaus am Heck. Hatte da nicht ein Licht aufgeblitzt? Bath schüttelte den Kopf.

Ob der Kahn wohl schon in der Bucht gelegen hatte, als sie gestern den Taucher abwarfen? Nun, es war nicht seine Art, sich in fremde Angelegenheiten einzumischen. Er beschloss zurückzukehren.

Das Bootshaus lag da, wie er es verlassen hatte. Bath legte an und schleppte den Korb zu seinem alten 76er Plymouth unter der im Wind zitternden Trauerweide. Erste Regentropfen fielen ihm auf die Stirn, als er die Hecktür des Stationswagens öffnete und den Korb gegen die Sitzbank rückte. Dann setzte er den Wagen in einer blauen Auspuffwolke zurück, schaltete den Vorwärtsgang ein und fuhr mit brummendem Motor am Ufer entlang bis zur Abzweigung, die zum Dorf führte.

Der »alte Amerikaner« sei ein Rosthaufen, hatte ihn der Professor ausgelacht, aber Bath konnte sich von dem nostalgischen Vehikel nicht trennen. Zudem war der Motor einfach unverwüstlich.

Bath schaltete das Radio ein. Die Nachrichten liefen gerade, und der Sprecher berichtete über die spektakuläre Flucht. Das Gefängnis galt als Hochsicherheitskomplex. Im inneren Teil, wo sie die schwersten Fälle einbuchteten, war ein Stahlnetz über den Freilauf

gespannt – eben, um zu verhindern, dass Sträflinge, meistens Rückfällige, aus der Luft befreit würden. Der Vorfall von gestern habe jedoch gezeigt, dass die Sicherung nur sehr begrenzt war. Wie immer stellte man die Frage nach den Verantwortlichen. Ein Bauer ratterte auf einem Traktor vorbei. Es begann nun stark zu regnen. Bath stellte den Wischer an und rätselte, wer Martin Deuber wohl aus dem Knast herausgeholt hatte. Es regnete Bindfäden, als der alte Plymouth mit unverminderter Geschwindigkeit durch das Dorf fuhr. Im Radio berichteten sie nun vom Absturz des Helikopters; man ließ auch einen Fachmann zu Wort kommen. Dieser bezeichnete die Maschine, eine Super Puma, als absolut zuverlässig; es sei ihm schleierhaft, warum der Vogel explodiert sei. Ob der Helikopter eventuell von der Luftwaffe abgeschossen worden sei, um die Gangster zu stoppen, fragte der Reporter provozierend, worauf der Flieger sachlich antwortete, das sei ausgeschlossen, zudem habe sich das Unglück allem Anschein nach über dem französischen Teil des Sees ereignet.

Bath sah den dunklen Vogel deutlich vor sich, wie er gestern über ihn weggedonnert war. Er parkte seinen Plymouth vor dem Minimarkt. Schwab, ein riesiger Kerl mit Bart und einer schwarzen Kellermeister-Schürze, trat heraus.

»Salü, wie läuft das Geschäft«, grüßte er.

»Nicht schlecht, jetzt beißen sie endlich wieder, vor allem früh am Morgen.« Bath zeigte auf den Korb. Gut dreißig Fische mit dunklen Bändern auf den Flanken glotzten heraus.

»Aber im Sommer war's verdammt flau.«

Schwab betätigte sich gewissermaßen als Zwischenhändler. Er nahm Bath in der Regel den ganzen Fang ab und verteilte dann die Fische an den Wirt und andere Liebhaber von Barschen oder Egli, wie man sie hier nannte.

Kaum hatten sie den Korb im Laden abgestellt, legte der Regen noch zu. Die schweren Tropfen vollführten auf dem schwarzen Asphalt einen prasselnden Tanz, bevor sie die Abläufe überfluteten.

»Verflucht, ich habe das Seitenfenster offen gelassen.« Bath rannte zum Wagen. Das Radio lief noch. Man schließe Komplizen im Gefängnis nicht aus, der Täter sei schließlich ... »Gewäsch«, fluchte Bath, stellte das Gerede ab und kurbelte die Scheibe hoch.

Aber drinnen im Laden liefen die Nachrichten auch.

»Dem Barsch musst du auf die Schliche kommen«, erklärte Bath überzeugt, als sie die Fische auf die Waage legten. »Nach einem guten Fangjahr folgen meistens zwei magere. Händler sollte man sein.«

»Irrtum, die guten Zeiten sind vorbei. Die Leute sparen. Wer kauft hier noch Fleisch? Die Frauen fahren über die Grenze nach Frankreich.«

»Ist recht, wenn sie am Fleisch sparen. Die sollen Fisch fressen.«

Der Reporter unterhielt sich jetzt mit dem Bergungstrupp. Außer ein paar Sitzkissen und einem riesigen Ölfleck sei nichts übrig geblieben. Die Experten der Schweizer Polizei und der französischen Gendarmerie redeten von einer gewaltigen Explosion. Ausgeschlossen, dass jemand diesen Absturz überlebt habe, sagte der Chef der Seepolizei und setzte hinzu, der See sei so tief, dass an eine Bergung der Leichen einstweilen nicht zu denken sei.

Bath wollte Schwab eben erzählen, dass er den Hubschrauber gesehen hatte, als die Tür

aufging und der Dorfpolizist eintrat. Er schüttelte seine dunkelblaue Pelerine. Draußen regnete es jetzt in Sturzbächen.

»Morgen! Wie geht's? Dieses Sauwetter kommt von den Atomversuchen. Ich sag' ja immer ...«

»Was suchst du in meinem Laden«, unterbrach ihn Schwab skeptisch. Er hielt Bath eine dampfende Tasse Kaffee hin und stellte seine auf dem Tresen ab. Bath schlürfte das heiße Getränk und beobachtete die beiden.

Der Polizist deutete mit dem Kinn zum Radio, wo immer noch über den Fall berichtet wurde. »Die sind nicht weit gekommen. Alle tot. Ich war damals dabei, als wir den Deuber geschnappt haben. Er war bewaffnet.«

Bath verschluckte sich. »Du hast Deuber gekannt?«

»Klar«, nickte der Uniformierte, und Schwab höhnte: »Aber das Geld, das er der Bank abgenommen hat, habt ihr nie gefunden. Deuber ist schlauer als ihr alle zusammen.«

»Das nützt ihm jetzt auch nichts mehr«, brummte der Polizist und glotzte auf die Fische. »Bist du offiziell hier?«, fragte Schwab nicht sehr freundlich und verteilte Barsche je nach Größe in zwei kleine Behälter.

»Wir müssen Erkundigungen anstellen. Möglicherweise gibt es Hinweise.«

Schwab schwieg, Bath nahm einen Schluck Kaffee und wartete.

»Der Helikopter ist ziemlich genau über unser Dorf zum See hinausgeflogen. Vielleicht hat jemand etwas beobachtet.«

»Was wollt ihr denn jetzt noch herausfinden. Alle sind tot. Typisch Schmiere«, spottete Schwab und blickte zur Ladentür. Der Regen hatte nachgelassen. Es war acht Uhr, bald würden die ersten Kunden eintrudeln.

»Das versteht ihr eben nicht«, belehrte sie der Dorfpolizist wichtig. »Der Tatablauf muss rekonstruiert werden. Nach den Ermittlungen hat eine Bande die Hand im Spiel gehabt. Die Frage stellt sich zum Beispiel, woher sie den Helikopter hatten.«

Bath steckte sich eine Brissago zwischen die Zähne und zündete sie an. In seinem Kopf fuhren die Gedanken Karussell: der unheimliche Kahn, Martin Deuber, eine Bande?

»Hast du etwas beobachtet? Du treibst dich ja ständig auf dem See herum«, schreckte ihn der Polizist auf und trat einen Schritt näher.

Bath schaute auf, irgendwo ins Leere. Ihm war nicht nach Reden zumute. »Ich schaue ins Wasser, nicht nach oben«, knurrte er.

Der Polizeifunk piepste aus der Gesäßtasche. Der Ordnungshüter riss das schwarze, klobige Gerät geschäftig an sein Ohr. »Ja, was ist?«, meldete er sich überlaut und rückte seine Uniformjacke gerade. »Aha – gut. Verstanden.«

Die Brissago war erloschen, und Bath suchte nervös nach den Streichhölzern.

»Hier, vor deiner Nase«, half ihm Schwab.

»Ist schon ein Hinweis eingegangen«, nuschelte Bath, mit seiner krummen Zigarre beschäftigt; der Polizist fühlte sich verspottet, zumal der Anruf nur eine blöde Auffahrkollision im Regen betroffen hatte. Er antwortete ärgerlich: »Wir kommen der Sache schon auf die Spur. Ich hoffe für euch, ihr habt mir nichts verschwiegen«, hob mahnend das Funkgerät, tippte es zum Gruß an die Schläfe, packte seine Pelerine und stolzierte hinaus.

»Idiot«, murmelte Schwab.

»Weißt du, wo der Lastkahn in der Bucht herkommt?«, fragte Bath, als draußen der Motorenlärm verhallt war.

»Also hast du doch etwas beobachtet, he?«, fragte Schwab und tippte Bath das Filetirmesser an die Brust. Im Radio spielten sie jetzt Unterhaltungsmusik; eine elegant gekleidete Frau betrat den Laden. Die Frage blieb somit unbeantwortet. Schwab wandte sich dem sichtlich interessanteren Geschäft zu.

»Ich brauche noch Most für den Außenborder«, rief Bath und deutete im Weggehen mit dem Finger nach hinten zum Schuppen.

»Hol dir, was du brauchst, wir rechnen später ab«, antwortete Schwab und schob seinen massigen Leib der hübschen Kundin entgegen.

Es hatte aufgehört zu regnen, als Bath in Gedanken versunken aus dem Dorf zum See hinunterfuhr. Er wollte die Zeit noch nutzen; die kommenden Tage boten nicht nur in Bezug auf das Wetter düstere Aussichten. Schnee war bis in die Niederungen angesagt, bald würde der eisige Wind durch alle Ritzen blasen und Bath aus dem Bootshaus in die Villa treiben. An Weihnachten musste er für den Professor arbeiten. Bis Ende Februar mit dem Frühling die Barsche zurückkamen, stand ihm eine trostlose Zeitspanne bevor, die ihn umso mehr bedrückte, als er spürte, dass die in der Villa es irgendwie auf ihn abgesehen hatten.

Er hatte das eigenartige Gefühl, an einem Wendepunkt zu stehen. Hing das nicht greifbare Unbehagen mit den sonderbaren Vorgängen im Herrschaftshaus zusammen? Bath bildete sich schon eine ganze Zeit lang ein, von Erich Felgen, den er nicht ausstehen konnte, beschattet zu werden. Etwas musste geschehen, sonst käme er nie auf einen grünen Zweig. Grimmig drückte er das Gaspedal durch, als plötzlich zwei fantastische Beine unter einem roten Minirock in sein Blickfeld gerieten.

Die junge Frau mit dem leuchtend blonden Haar richtete sich auf und winkte, als sie das Motorengeräusch hörte. Ihr Auto hing schief am Straßenrand, mit halb geöffnetem Schlag. Bath manövrierte den Plymouth langsam daran vorbei, hielt an und stieg aus.

»Radwechsel ist Männersache«, grinste er und kickte mit dem Fuß zweimal an den Reifen, dann bückte er sich und prüfte die Unterseite der Karosserie. »Haben Sie den Wagenheber dabei?«

Die Blonde suchte hinter seinen schwarzen Sonnengläsern vergeblich nach einem Blick.

»Nett, dass Sie angehalten haben, vielen Dank.« Sie reichte ihm einen Schraubenschlüssel, als ein Lastwagen mit brummender Motorbremse vorbeierollte. Müllabfuhr, registrierte Bath automatisch.

»Ihr Wagen steht manchmal vor dem Laden im Dorf. Wohnen Sie in der Nähe?« Bath rastete den Wagenheber in die seitliche Aussparung ein und drehte an der Kurbel. Sie beobachtete, wie sich der Wagen hob. »Sie sind doch der Fischer vom See?« Er wuchtete das Rad von der Nabe und schaute verblüfft hoch.

Ihr Gesicht mit den roten Lippen spiegelte sich in seinen Brillengläsern. Sie erklärte, dass sie oft Fisch bei Schwab kaufe. Er nickte nur.

Eine Sportmaschine flog brummend in geringer Höhe über den See. Bath warf einen prüfenden Blick zum Himmel. Mit gefurchter Stirn rollte er das Ersatzrad heran und machte es fest. Verbissen kurbelte er dann den Wagen wieder herunter und zog die Schraubenmutter nach.

Die Frau versuchte es erneut. »Ich weiß nicht, was ich ohne Sie gemacht hätte.« Sie strich mit den Händen den Rock glatt.

»Der Müllwagen hätte Sie ganz bestimmt mitgenommen«, bemerkte er trocken. Sie lachte und fragte, was sie ihm schuldig sei. Er schüttelte den Kopf, hob den platten Reifen auf und stemmte ihn gegen seinen flachen Bauch. »Ich lasse ihn flicken, heute Abend ist er fertig.«

Sie folgte ihm zum Plymouth. »Es gibt tatsächlich noch Kavaliere. Dann komme ich also

gegen sechs vorbei?«

Bevor er entgegenen konnte, der Reifen wäre in der Dorfgarage zum Abholen bereit, sagte sie, sie wolle dann gleich ein paar Fische mitnehmen – frisch vom See. Winkend stieg sie ein und brauste los.

Bath sah nachdenklich, wie der 69er Alfa Spider auf der langen Geraden hinter der Kuppe verschwand, und ein Schmunzeln huschte über seine breiten Lippen. »... ein Kavalier ...« Das Flugzeug drehte weit draußen auf dem See eine Schleife und verschwand aus dem Blickfeld. Bath setzte sich hinters Steuer, wendete und fuhr mit breitem Grinsen zum Dorf zurück.